

Das Wunder des heiligen Veronius

Autor(en): **Dietler-Jaeger, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wunder des heiligen Veronius.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus Brabant, nach dem Leben geschildert von F. Dietler-Jaeger, Tweebeef.

Zwischen Lembeef und dem „Sintwaler Hof“ steht das Gemäuer eines abgebrannten Hofes. Brombeerranken haben es fast ganz überwuchert, und von dem Grasplatz, den die rauchgeschwärzten Mauern einschließen, reckt ein mächtiger Weißdornbaum seine Nester über die Ruine und überschüttet sie im Frühjahr mit duftenden weißen Blütenblättchen. Noch weißer leuchtet der Stein eines großen Kreuzes, das inmitten der Mauern steht. Zwei Hände sind darauf gemeißelt und die Worte: „Sinte frune heeft ze toch vereenigt“ *). Und wie ich der Geschichte und dem Sinn dieser Worte nachforschte, da erzählten mir die Frauen von ringsum gar gerne von Antje, der schönen, stolzen flämischen Bauernochter, und von Jean-Pierre, dem Sohne Jacques', des Wallonen, die sich lieb hatten und nicht heiraten konnten und die St. Veron doch vereint.

„Freilich erst im Himmel,“ meinte ein altes Mütterchen treuherzig. „Sinte früne ist ein gar mächtiger Heiliger; aber wenn sich ein Bläme und ein Wallone noch persönlich hassen, dann kann auch er auf Erden nicht mehr helfen.“

Und da ich die Bruchstücke, die ich gehört, zusammenfügte, stand wieder die Geschichte der Kinder Montecchi und Capuletti vor mir, nach Brabant verpflanzt. Und soviel vom Wesen, Denken und Handeln der beiden Völkerschaften, die da in engster Gemeinschaft leben und sich doch nie vertragen und deren Gegensätze nirgends heftiger aufeinander prallen als hier auf der Sprachgrenze, spiegelt sich darin wieder, daß die kleine Geschichte wohl einiges Interesse verdient, so wenig außergewöhnlich das Schicksal der beiden jungen Leute an und für sich sein mag.

* * *

In Tweebeef war Kermes, die erste Kermes des Jahres in der Umgegend von Brüssel. Feierlich klangen die Glocken zum Hochamt, feierlich setzte die Musik ein, die die Prozession durch das Dorf geleitete. Schrill, fröhlich und unbekümmert tönten dazu die Drehorgeln von Karussell und Schaukelbude, von Tingeltangel und Rutschbahn.

„Und so laßt uns die Tugenden unserer Schutzpatronin, der heiligen Magdalena, preisen und nachahmen,“ ermahnte von der Kanzel der Pfarrer die von der Prozession zurück-

*) St. Veron hat sie doch vereint.

gekehrten Gläubigen. Anrallen und Beifallrufe von der Schießbude überfönte seine Worte. Denn rings um die Kirche herum, nur das Hauptportal freilassend, war Bude an Bude aufgeschlagen. Mancher Bursche blieb, das Meßbuch in der Hand, beim Glücksspiel stehen und vergaß den Kirchgang. Manches Mädchen schritt, andächtig gesenkten Hauptes, die beiden ersten Treppenstufen zur Kirche empor, um dann plötzlich nach links in das Zelt der Wahrsagerin zu schlüpfen.

„Die Tugenden der Heiligen,“ hub der Pfarrer noch einmal mit allem Nachdruck an, „als da sind ...“ Doch die Tugenden der Heiligen verhallen ungehört in der eben einsetzenden Musik in der „Salle parisienne des frites et moules“, deren Zelt den Seitenausgang der Kirche versperrte.

Da verließ der Geistliche die Kanzel. Noch einmal kämpften die Glocken und der Gesang der Gläubigen gegen den zunehmenden Lärm; mächtig setzte die Orgel ein, sie zu unterstützen. Doch ehe der Schlußchoral erklang, tönte bereits aus jedem der unzähligen „Cafés“ die heisere Stimme eines „Viols“ (automatischen Klaviers), das zum Tanze einlud. Die Orgel brach ab, die Glocken verstummten; Walzerklänge, Gelächter und Rufen erfüllten allein die Luft. Nicht gering war die Zahl derer, die Gebetbuch und Rosenkranz in die Tasche gleiten lassend, alsogleich den lockenden Tönen des Viols folgten.

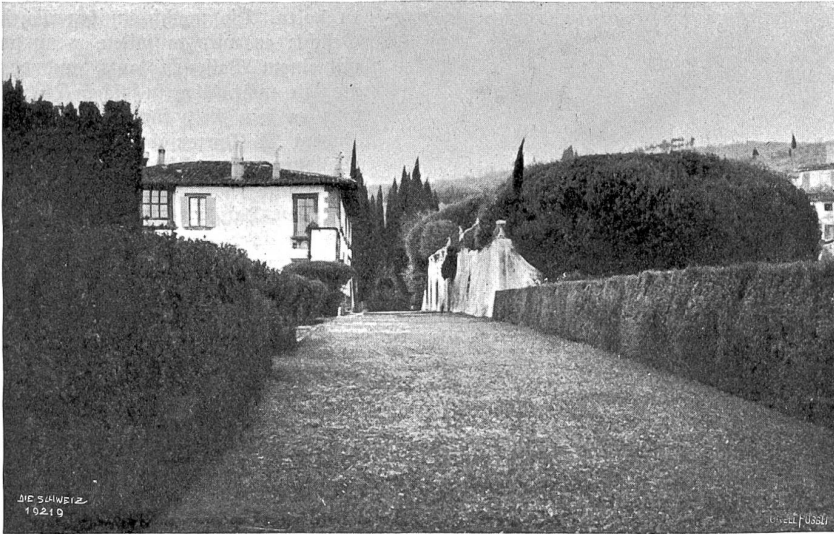
Aber erst gegen Abend wird die Teilnahme allgemein. Man tanzt „Chez Battiste“, „Chez Florian“, man tanzt im „Café de l'arbre vert“ und „Chez le bourgmeester de la montagne“. In den zahllosen Cafés tanzen die Wallonen, die eigentlichen Bewohner von Tweebeef, und in einigen „Estaminets“ tanzen die wenigen Blämen des Ortes und der umliegenden Höfe. Man tanzt überall und überall. Auf der Straße haben sich die Kinder umfaßt, drehen sich flink und gewandt und lassen ihre sabots auf dem Pflaster klappern. Dazwischen drängen sie sich neugierig an die stets offenen Türen der Cafés. Man kann von da den ganzen niedrigen Raum mit den getünchten schmucklosen Wänden und den Steinfliesen übersehen. In den Ecken stehen vereinzelte Stühle, im Hintergrund der Schankisch und das Viol — das ist alles. Trotdem können sich drei oder vier Paare kaum drehen, so eng ist das Lokal; aber das tut der Tanzlust keinen Eintrag, und wem's zu heiß wird, der trinkt seinen „Lambic“ oder „Faro“ im Stehen aus und erfrischt sich, indem er ins nächste Café zieht. Drei Tage und drei Nächte dauert das Fest, Zeit genug, um der Reihe nach überall ein wenig zu tanzen. Wenige machen sich im Hinterraum, in dem Tische stehen, festhaft. Nur das „Café wallon“, als das angesehenste, hat mehr bleibende Gäste. Selles Lachen klingt beständig aus dem Hinterraum. Ununterbrochen geht die Rede. Die „r“ rollen im wallonischen Dialekt, das stumme „e“ findet seine Stimme wieder, und die Vokale tönen voll und weich wie in Italien.

„He, Jacques,“ grüßt eine Frau, die sich eben am Mittelisch niedergelassen, den ihr Gegenübersitzenden. „Das ist einer, Ihr Jean-Pierre! Was haben wir gelacht!“ Und beim bloßen Gedanken lacht sie wieder, daß ihr die Tränen herunterlaufen. „Nur so aus dem Ärmel geschüttelt hat er die Berse über die neue Herrschaft im Schloß, über die Direktion der Fabrik, über die Geschichte von dem



Bäume des Südens.

Toskanische Zypressen (beim Franziskanerkloster in Fiesole).



Bäume des Südens. Aus einem florentinischen Garten.

Blämen drüben — ihr wißt schon! Nein, was haben wir gelacht!“ Und wieder zieht sie ihr buntes Taschentuch, um die Tränen zu trocknen.

Doch Leroux, der Angeredete, brummt: „Er treibt's zu toll, der Junge!“

„Ach, laßt ihn doch,“ meint Tiron, „was ist denn dabei! Oder haben wir etwa keine Verse gemacht und sogar auf der Straße gefungen?“

„Schon, schon! Aber er geht zu weit, wird noch in Ungelegenheiten kommen. Wenn ihn die Spottlust packt, denkt er an nichts anderes.“

„Ein Jammer, wenn er's bleiben ließe! Todlachen könnt' man sich, wenn er dabei ist!“

„Der Jean-Pierre, gelt,“ kam eine andere dazu. „Ja, der kann's! Uebrigens hat er's arg eifrig mit der Amélie da vorn. Wird wohl bald Hochzeit sein, nicht, Jacques?“

„Na gewiß,“ stimmte die Erste bei; „was sagt Ihr? Zwei Jahre war er in Antwerpen? So, so! Und hat keine gesehen, die ihm besser gefallen? Ja, sie darf sich sehen lassen und bringt auch was Rechtes mit!“

„Meinetwegen mag er das Mäd'el nur bringen,“ schmunzelte Jacques Leroux vergnügt. „Aber der Bengel hat keine Eile, weiß gut genug, daß er bei keiner zweimal anzuklopfen braucht.“

Und seine Blicke suchen unter den Tanzenden und bleiben auf dem stattlichsten Paare haften. Denn da ist manch hübsches Mädchen unter den zierlichen Walloninnen mit den geschmeidigen Figürchen und dem glänzend schwarzen Haar, das in kunstvollen Wellen die niedrige Stirn fast verdeckt. Munter und kokett blicken die Augen und helfen den bunten Blu-

sen, den glänzenden Ketten und Ohrringen und den kunstvoll verzierten Kämmen die regelmäßigen, in Fabrikarbeit weiß gewordenen Gesichtchen beleben. Aber keine ist anmutiger als Amélie, keine tanzt geschmeidiger, keine hat so weiches Haar und so lachende Augen. Und da ist manch schmucker Bursche unter den Tänzern, aber keiner kann sich Jean-Pierre vergleichen, der seine Kameraden um Haupteslänge überragt.

Und das Viol schnarrt, und die Paare drehen sich, und Jean-Pierre pfeift und summt abwechselnd die Tanzweise mit. Da übertönt eine helle Kinderstimme die Klänge eines Walzers und das Schleifen der Schuhe auf dem Steinboden:

„Die Blämen kommen!“

Verstohlene Blicke nach der Türe, durch die sich nun etwa ein Duzend junger Männer gemütlich hereinschieben, starke, große Gestalten mit

arbeitgewohnten Händen und den ruhig-steten Bewegungen der Bauern. Jean-Pierre betrachtet seine kräftige Rechte und murmelt:

„Die kommen mir gerade recht; schulde ihnen ohnedies noch etwas vom letzten Mal!“

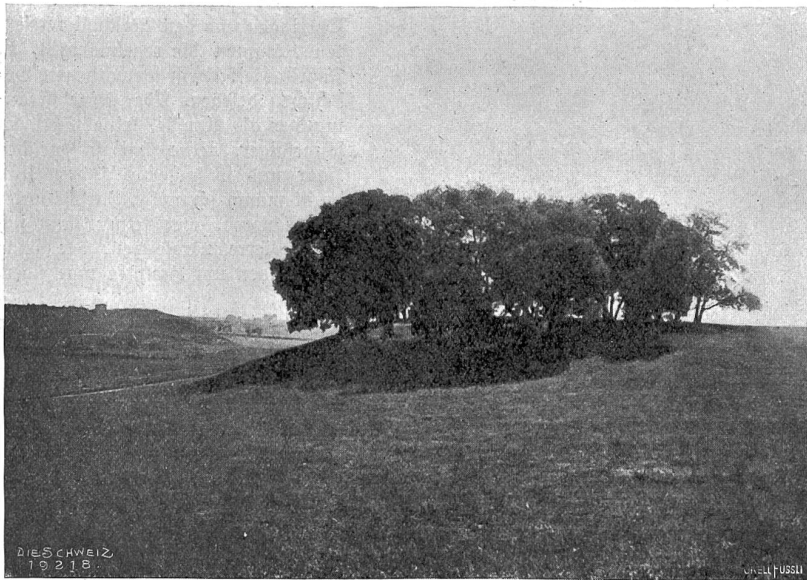
Einen Augenblick lang blickt ihn Amélie besorgt an; er merkt es nicht. Da lacht sie schon wieder und schaut nach den Blämen, die anfangen, sich unter die Anwesenden zu mischen. Bah, es wird sein wie immer — eine Kauferei, das gehört nun einmal zur Kerneß, und ihr Jean-Pierre nimmt es mit jedem Blämen auf!

Plötzlich wird die Tür nach der Küche geöffnet, und man sieht da draußen mehrere bewaffnete Polizisten. Als bald finden sich die Blämen wieder zusammen.

Ein Tuscheln und Flüstern: „God verdams, was soll denn das? Nichts zu machen heute! God verdams!“ Und ge-



Bäume des Südens. Toskanische Oliven.



Bäume des Südens. Steinlehen des „Heiligen Hains“ (Bosco sacro) bei S. Urbano alla Caffarella in der römischen Campagna. Phot. Berthy Moser, Zürich.

mächlich, schwerfällig verlassen die großen Gestalten den Raum. Manch kräftiger wallonischer Fluch folgt den Abziehenden. Aber er gilt nicht ihnen, er gilt der Poltzei, die sonst bei solchen Gelegenheiten beide Augen zuzudrücken pflegt und sich heute so unerwartet einmischet. Auch die Mädchen und Frauen haben für die Vertreter der Ordnung keine freundlichen Blicke. Man ist nicht hartherzig; aber eine Rauferei ist ein aufregendes Schauspiel, und wenn es zum Blutvergießen kommt, ist immer noch Zeit, davonzulaufen.

Indessen wirkt jemand einen Sou in den Automaten, und über der Polka wird die Enttäuschung vergessen. Nur Jean-Pierre und einige Kameraden stehen in der Ecke und tuscheln, und zornige Blicke gehen nach der Rückentür.

„Die verdammten Aufpaffer! Aber sie werden nicht überall sein. Wollen die Blämen Streit, so sollen sie ihn auch haben. Sonst glauben sie noch, wir hätten uns hinter die Poltzei versteckt!“

„Im „Blaamschen Estaminet“ sind heute fast alle Blämen, die in der Umgegend wohnen,“ wirft Marcel ein.

„Gut,“ kommandiert Jean-Pierre, „also dahin! Aber erst drauf, wenn ich das Zeichen gebe. Wir sind dort in der Minderzahl und müssen sie überraschen.“

Sachte machte sich einer nach dem andern auf die Straße.

Im „Blaamschen Estaminet“ wird getanzt, wie überall. Dieselben kahlen Wände, wie überall, dieselben Steinfliesen, dieselbe Enge, dieselbe heifere Musik. Etwas größer die Menschen, etwas bedächtiger und schwerfälliger die Bewegungen; seltener das Lachen und rauher die Sprache; zwischen braunen Köpfen hier und da fast weißblonde. Pierre steht mit Marcel an der Tür und besieht die Gelegenheit mit Feldherrenblick, während die Kameraden sich am Schanztisch zu schaffen machen.

„Wer ist die große Blonde dort hinten am Tisch?“ fragt Jean-Pierre seinen Freund.

„Die kennst du nicht? Die Antje vom Sintwaler Hof, dem Vandanelde seine Einzige? Ach so, du warst ja zwei Jahre fort, und vorher war sie immer bei Verwandten in Flandern, da die Bäuerin so früh starb. Man sagt, daß sie den Jan Roosen heiraten soll, den Großen grad neben ihr. Prachtmädchen, nicht?“

Jean Pierre antwortet nicht, Jean-Pierre läßt seinen Freund stehen und geht direkt auf Antje zu, um sie zum Tanz

zu holen. Die macht ein ärgerliches Gesicht; es wird auffallen, wenn sie mit einem Wallonen tanzt, und das mag sie nicht. Aber in solchen Dingen gibt es kein Nein für ein Mädchen. Zudem ist Tanzen bei Blämen wie Wallonen eine wirkliche Leidenschaft, und Antje hat den besten Tänzer gefunden. Darüber vergißt sie den Ärger. Sie tanzen bis zum letzten Ton des Walzers, und als er zu Ende, wirkt Jean-Pierre unverzüglich ein Geldstück in den Automaten, und sie tanzen weiter. Und beim dritten Mal drückt Jean-Pierre die braune Hand des Mädchens fest in der seinen, ohne daß sie es zu fühlen scheint. Ihr Vater aber sieht es, und der große Jan sieht es auch. Beide sind in den Borderraum getreten. Jan ballt die Fäuste. Die Wallonen werden ungeduldig. Sie sehen, daß der günstige Augenblick für sie verpaßt ist. Aber Pierre hört nur die Walzerlänge; er sieht nichts als das schöne blonde Mädchen, das beinahe so groß ist wie er selber; er sieht frische, gebräunte Wangen,

er blickt in blaue Augen, er beugt sich vor, und ganz sachte drückt er im Tanzen einen Kuß auf blühende Lippen. Vielleicht hat es niemand bemerkt, und Antje läßt es geschehen wie im Traum. Da — plötzlich — fährt sie auf, entreißt ihm ihre Hand, erhebt sie, und mitten ins Gesicht trifft ihn ihr Schlag. Im selben Augenblick beinahe werfen sich Vandanelde und der Jan auf ihn: ein heftiges Ringen — er liegt am Boden — seine Kameraden, die ihm helfen wollen, werden von allen Seiten angegriffen.

Jean-Pierre wehrt sich, wehrt sich mit Händen und Füßen; aber erbarmungslos sausen ein Duzend Blämenhäute über ihn her. Da zieht er sein langes Messer und sticht blindlings um sich. Nun läßt man von ihm ab, und er rafft sich auf. Er sieht Blut vor sich, er sieht den Sintwaler Bauern taumeln und fallen. Ein wirres Durcheinander — Frauenstimmen kreischen, Männer fluchen — jemand schlägt die Türe zu — „Da draußen im blühenden Garten“ leiert das Viol weiter. Doch unbeweglich steht Antje am selben Platz; ihre Wangen glühen, ihre Augen blitzen, als Jean-Pierre vor ihr steht.

„Mörder!“ klingt es scharf und klar von den Lippen, die er eben geküßt. Dann reißen die Freunde den Nebelzugerichteten, halb Besinnungslosen durch die Küche ins Freie.

„Einmal noch leben, eh es vorbei ...“ klingt es hinter ihnen her.

Und „Mörder!“ wiederholt eine klare Mädchenstimme.

* * *

Das Haus Veroux ist eines der stattlichsten in der Hauptstraße von Tweebeef. Das breite Trottoir davor, die weiß und blauen Kacheln, mit denen die Frontseite ganz ausgelegt ist, die gestickten Gardinen, in der Mitte mit glänzenden Spangen gerafft, die breiten Spitzen der immer halbgesenkten Rouleaux, die bunten Vasen und künstlichen Blumen hinter den Scheiben, all das dokumentiert die Wohlhabenheit des Besitzers. Auch das Treppenhaus mit seinen Marmorbrüstungen, mit seinem weißen Kachelboden, mit der schmalen, aber mit Teppich belegten Treppe darf sich sehen lassen. Die Einteilung und Einrichtung der drei ineinandergehenden Wohnzimmer, von denen das mittlere weder eigenen Eingang noch Fenster hat, weicht um keinen Finger breit von derjenigen eines jeden andern reichen Bürgers ab. Die Schnörkel an den reichgeschnitzten Möbeln und marmornen Kaminen, die Gipssäulen sowie der

viele bunte Zierat überall zeigen nicht den persönlichen Geschmack, wohl aber den Reichtum des Besitzers.

Jean-Pierre liegt im Sinterzimmer auf dem Sofa, und sein Freund Marcel studiert daneben seine Zeitung.

„Schlafmüde!“ brummt der endlich, als Pierre immer noch kein Zeichen des Erwachens gibt. Aber Jean-Pierre schläft nicht mehr. Er hält nur die Augen geschlossen, um sich besser zurechtzufinden. Denn sein Kopf schmerzt. Richtig — es war ja Kermes gewesen — natürlich eine Rauferei. Aber deswegen brauchte er doch nicht so bedrückt zu sein! Was war ihm denn nun? Er hatte schon so manchen derartigen Schluß einer Lustbarkeit mitgemacht und auch

schon schlimmere Wunden davongetragen; denn im großen und ganzen waren die Blämen den Wallonen nicht nur an Streitlust, sondern auch an Mut und Kraft überlegen.

Aber er, Pierre, hatte es noch nie an Tapferkeit fehlen lassen, das sagten ihm selbst die Blämen nach. Wie war es eigentlich diesmal gewesen? Richtig, als es nicht mehr anders ging, hatte er sein Messer gezogen und den Sintwaler getroffen. Nun, eine Stichwunde, das gab es öfters — er hatte auch schon welche gehabt — vor der Polizei wurde es von allen Seiten vertuscht, natürlich... Aber „Mörder!“ hörte er plötzlich sagen — war es das? Da fuhr Jean-Pierre auf:

„Marcel, wie ist's mit dem Sintwaler?“

„Ja, dem hast du's tüchtig gegeben. Aber, verzeih, dumm hast du dich erst angestellt und alles verdorben!“

„Ist er gefährlich verwundet?“

„Nicht im mindesten; sah erst aber schlimm genug aus!“

Und Marcel erzählte weiter; aber Jean-Pierre hatte die Augen wieder geschlossen. Na also, da brauchte er sich ja nicht aufzuregen! Und die Faustschläge der Blämen, so kräftig sie



Bäume des Südens. Alte Pinie und Zypressen in der Villa Adriana zwischen Tivoli und Rom.

gewesen, verwand man auch wieder und zahlte sie gelegentlich heim. Nur — da war etwas anderes — der andere Schlag, der Schlag von einer braunen festen Mädchenhand, der war's, der ihn brannte! Nun wußte er es wieder, er hatte sie geküßt, und sie hatte ihn ins Gesicht geschlagen.

„Die Hexe,“ knirschte er, „das soll sie noch büßen! Bitten soll sie mich noch um einen Kuß, und dann...“ Ja, dann wollte er über sie lachen! Und er sah die stolze Antje, die ihn demütigt hat, und er sah sich, sah, wie er — ja, wie er sie an sich zog und sie küßte, küßte, bis sie ihm scharf und klar „Mörder“ entgegenrief. Herrgott, war er denn verrückt? Er war doch kein Mörder, und wenn sich eine Blämin über seine Frechheit geärgert, desto besser. Er haßte die Blämen, das war ihm von Jugend an wie eingepflegt, und Antje ...

„He, Pierre, wieder wohl auf? Du machst mir schöne Geschichten!“ grüßte mit vergnügter Stimme der eintretende Vater Leroux. „Was sagt denn die Amélie zu solchen Dingen? Na, laß nur, die weiß, daß ein Leroux eine Blämin nicht aus Verliebtheit küßt! Und dem Sintwaler gönn ich's, gönn ich's von Herzen!“

Und Leroux stapfte befriedigt durch die Zimmer, mächtige Rauchwolken paffend.

„Grad dem gönn ich's,“ wiederholte er dann.

„Warum grad dem?“ fragte Marcel.

„Na, einmal ist er ein Bläme! Eingebildete Leute, glauben, sie brauchen nichts mehr zu lernen, wollen alles für sich haben — was weiß ich, ich mag sie einfach nicht mit ihrer ungehobelten Sprache. Dazu ist er gros catholique — und von früher her, na ...“

„Ich habe allerlei sagen hören,“ meinte Marcel. „Was ist eigentlich an den Geschichten Wahres? Man sagt, dem Sintwaler seine Mutter soll schuld haben, daß der Hof der Leroux abgebrannt ist?“

„Unsinn!“ fuhr Jean-Pierre heftig auf.

„Na,“ meinte Leroux, „sie soll eine Hexe gewesen sein, und ...“

„Dummer Aberglaube!“ fuhr sein Sohn noch einmal dazwischen.



Bäume des Südens. Zypressen und junge Pinien auf dem Palatin (beim Kloster S. Bonaventura). Phot. Verity Moser, Zürich.



Bäume des Südens. Zypressen und Pinien an der Via Appia vor Rom. Phot. Berth Moser, Zürich.

„Aberglaube ist bald gesagt. Ich kenne aber keinen, der nicht, wenn's an ihn kommt, zum curé blanc läuft, um die bösen Geister bannen zu lassen.“

Jean-Pierre schwieg. Ob unter den Sintwaler Bäuerinnen eine Hexe gewesen sei, was kümmerte es ihn? Die Antje, die könnte einen auch behexen mit ihren blauen Augen ... Und Jean-Pierre lag und träumte, aber Marcel wollte die Geschichte hören.

„Das Gemäuer kennt ihr ja, wo früher unser Hof gestanden,“ erzählte Leroux, „nicht weit vom Sintwaler Hof. Mein Vater und dem Sintwaler seiner waren junge Burschen, als die Zette ins Land kam, als Magd, man wußte nicht recht woher. Blond war sie, wie die Blüten im Norden, helle Augen hatte sie, eine ruhige, feste, aber immer verschlossene Art und eine Gestalt wie eine Königin.“

„Wie die Antje,“ warf Marcel dazwischen, und eine plötzliche Röte stieg ihm in die Stirn.

Leroux sah ihn erstaunt an.

„Keine Dummheiten mit der, Marcel,“ warnte er dann gutmütig. „Ich kenn Euern Vater! Eine Blämin als Schwiegertochter: so wenig wie ich! Und bevor ich gerade die ins Haus ließe, eher jagte ich meinen einzigen Sohn fort ... Hat keine Gefahr,“ lachte er dann selbst über seinen plötzlichen Zorn und erzählte weiter.

„Doch hinter der Zette, da waren sie alle gar bald her, und sie lachte und tanzte mit allen und ließ doch keinen an sich heran, sagen sie. Mein Vater und dem Sintwaler seiner aber sollen's am schlimmsten getrieben haben. Und plötzlich hieß es, sie hielt es mit dem jungen Sintwaler. Und nachdem dessen Vater sich verschworen, das hergelaufene Ding nie als Schwiegertochter anzuerkennen, gab er plötzlich nach. In Sintwal wurde Hochzeit gefeiert, und in derselben Nacht zog man meinen Vater für tot aus dem Kanal.“

„Der alte Doktor drüben soll ihn gerettet haben?“

„Ja, so war's; es hat ihn viel Mühe gekostet. Mein Großvater aber, als er die Zette auf dem Feld traf, sagte ihr, sie hätt' ihn mit Absicht betört. Erst soll sie ruhig geblieben sein; als aber mein Großvater scharfe Worte brauchte, wurde sie wie wütend, schlug um sich, Großvater mußte sich wehren; schließlich lag sie übel zugerichtet auf dem Boden; aber meinem Großvater graute vor dem Blick ihrer Augen.“

„Waren sie auch blau?“ fragte Jean-Pierre verträumt.

„Hexenaugen!“ schimpfte Leroux. „Bon da an ging alles schief auf unserm Hof. Mißratene Ernten, Krankheit, Unglück auf allen Seiten. Schließlich wurde der Bauer selber krank, und als man den weißen Pfarrer holte, sah der gleich, daß er verhext war. In acht Tagen genau, sagte er, wird die Hexe kommen und nach ihm sehen; daran könnt ihr sie erkennen. Und acht Tage darauf, als der Großvater im Sterben lag, kam die Zette herein. „Hexe verfluchte!“ schrie meine Großmutter und fuhr mit dem Schüreisen auf sie los. Am gleichen Abend brannte der Hof ab. Mit dem nackten Leben kamen die Bewohner davon. Mein Vater hat später in der Stadt sein Glück gemacht und dann ein hübsches reiches Mädchen geheiratet, aber meine Mutter behauptete immer, er hätte die Zette nicht vergessen.“

„Was Wunder, wenn er sie gern gehabt!“ warf Jean-Pierre ein.

„Dummes Zeug! Wenn man sieht, daß man eine nicht haben kann, läßt man's eben bleiben. Allemal gibt's

noch hübsche Mädchen genug. Natürlich will man nicht nur Geld heiraten, sondern seine Freude an seinem Mäd'el haben. Aber wenn einer meint, nur grad die eine könnt's sein — da ist schon Hexerei dabei!“

Jean-Pierre preßte die Zähne zusammen. Was ging's ihn denn an? Daß es Hexen gab, daran hatte er nie gezweifelt. An solche Dinge glaubten sie alle: die, die jeden Tag zur Messe gingen, wie die, die nur Spott für Kirche und Pfarrer hatten. Nur, daß die Großmutter der Antje — und sie soll ihr noch gegliichen haben — das war hinwütender Unsinn! Am liebsten hätte er jeden niedergeschlagen, der so etwas zu sagen wagte. Und doch, was ging's ihn an?

*
*
*
„C'est 'l printemps, ma mi-e
Mais pr'nons 'l parapluie“

lang Jean-Pierre das alte Volkslied vor sich hin, als er in dem feinen rieselnden Miregen durch Tweebeef schritt. Es war Wochenmarkt. In langer Reihe standen die Wagen der Bauern auf dem Kirchplatz, hohe Zweiräder meist, mit einem Pony bespannt, hin und wieder ein starker Dreiräder, den schwerfällige vlämische Rosse zogen. Die Kauflustigen mußten sich sputen; denn die Wagen mit Gemüse, Obst, Eiern usw. blieben kaum eine halbe Stunde da, dann fuhr'n sie nach dem nächsten Marktfleck weiter. So gab es rasch ein starkes Gedränge, ein lebhaftes Handeln und Feilschen.

Jean-Pierre strich suchend mitten durch, bis er einen hübschen Zweiräder erspäht, von dem herunter Antje eben ihren letzten Korb mit Eiern einem Käufer reichte. Da wandte er sich rasch und schlug einen Fußweg ein, der kurz hinter Tweebeef in die nach Sintwal führende Straße einbog. Er hatte richtig gerechnet; denn kaum daß er die Straße erreicht, sah er Antje daherkommen. Sie trug einen rot und schwarzen Schal über den Schultern. Der feine Regen blieb in ihrem glatten blonden Haar hängen und ließ das Gesicht noch blühender erscheinen.

Es fuhr sich schlecht auf dem aufgeweichten Weg, der Wagen wankte öfters. Eben glitt das rechte Rad in ein tiefes Geleise, und Jean-Pierre hatte knapp Zeit, zu Hilfe zu springen, um das leichte Gefährt am Umschlagen zu hindern. Kaum murmelte Antje einen Dank, dann trieb sie den Pony wieder an.

Aber Jean-Pierre verstand das anders. Mit einem Satz sah er neben ihr, nahm ihr die Zügel aus der Hand, indem er freundlich sagte:

„Dies ist kein Weg für Frauen bei Regenwetter!“
 Antjes Augen wetterleuchteten, aber sie schwieg. Erst nach einer Weile sagte sie: „Lassen Sie mich jetzt allein weiterfahren, Monsieur Jean-Pierre!“

Jean-Pierre sah sie verblüfft an.

„Sag, Antje, warum tust du eigentlich so fremd?“

Keine Antwort.

„Wir haben uns doch früher gut gekannt?“

Keine Antwort.

„Bevor du nach Flandern geschickt wurdest, gingen wir zusammen au patronnage, wo uns die Kleinen Brüder den Katechismus beibringen wollten. Du hattest schon lange gelbe Zöpfe ...“

„Ja,“ sagte Antje rasch, „und du hattest so krauses schwarzes Haar und lustige Augen und gabst immer verkehrte Antworten.“

„Und dich nannten sie la petite reine, weil du so stolz und ruhig schienst. Und wenn dich jemand ärgerte, so flogst du auf ihn wie eine wilde Katze, und auf ein Duzend Buben warfst du dich, wenn du im Zorn warst.“

„Du halfst mir immer.“

„Dafür wolltest du mich den Katechismus lehren.“

„Aber weiter als bis zum dritten Gebot hast du's nie gebracht.“

Und dann lachten sie beide. Und immer mehr Erinnerungen stiegen vor ihnen auf, während der rieselnde Regen sie förmlich einzuhüllen schien. Erst kurz vor Sintwal schien sich Antje zu befinden. Mit einer entschlossenen Bewegung nahm sie die Zügel an sich und zog an, daß der Pony mit einem Mal stillstand.

„Nun geh,“ sagte sie zu ihrem Begleiter und sprach wieder vlämisch, was sie im Eifer des Plauderns gegen das in der Schule gelernte Französisch aufgegeben hatte.

„Aber Antje!“

„Nun geh!“ wiederholte sie ungeduldig. „Und was ich dir schon lange sagen wollte: Komm nicht mehr auf unsern Hof! Seit der Kermes hast du immer wieder einen Vorwand gefunden. Laß das! Vater ist nicht gut auf dich zu sprechen!“

„Ach,“ meinte Jean-Pierre sorglos, „seine Wunde ist ja längst geheilt. So was vergißt ein Mann rasch. Er selbst rühmt sich, fünf und zwanzig Narben aufweisen zu können. Mit seinem besten Freund hat er schon ganz andern Streit gehabt.“

„Das ist's nicht. Aber er haßt die Wallonen.“

„Es kommen doch auch Wallonen in Geschäften auf euern Hof.“

„In Geschäften, ja. Aber keine, die mich heiraten könnten!“
 Da faßte sie Jean-Pierre mit beiden Händen an den Schultern und sah ihr mit seinen übermütigen Blicken direkt in die blauen Augen.

„Könntest du mich denn heiraten, Antje?“

„Unsinn!“ sagte sie hart, wobei ihr Gesicht in glühender Röte aufflammte. Zugleich stieß sie ihn so kräftig von sich, daß er gezwungen war vom Wagen zu springen, wollte er nicht den Halt verlieren.

„Ich aber möchte dich wohl heiraten, das ist wahr!“ rief er lachend zu ihr hinauf.

Sie schien nicht zu hören und trieb ihren Pony an. Bald war sie seinen Blicken entschwunden. Doch er lachte zufrieden auf, rechte seine hohe Gestalt und hielt noch eine lange Weile dem immer stärker werdenden Regen stand, bevor er heimwärts schritt, vergnügt vor sich hin summend: „Aber keine, die mich heiraten könnten!“

(Schluß folgt).

Aus einer Feldpredigt.

Neutral sein heißt nicht, aus Angst vor beiden Teilen gegen keinen etwas tun dürfen. Neutral sein heißt: Etwas fernem, das höher steht als die Unterschiede, die die Völker und Menschen trennen.

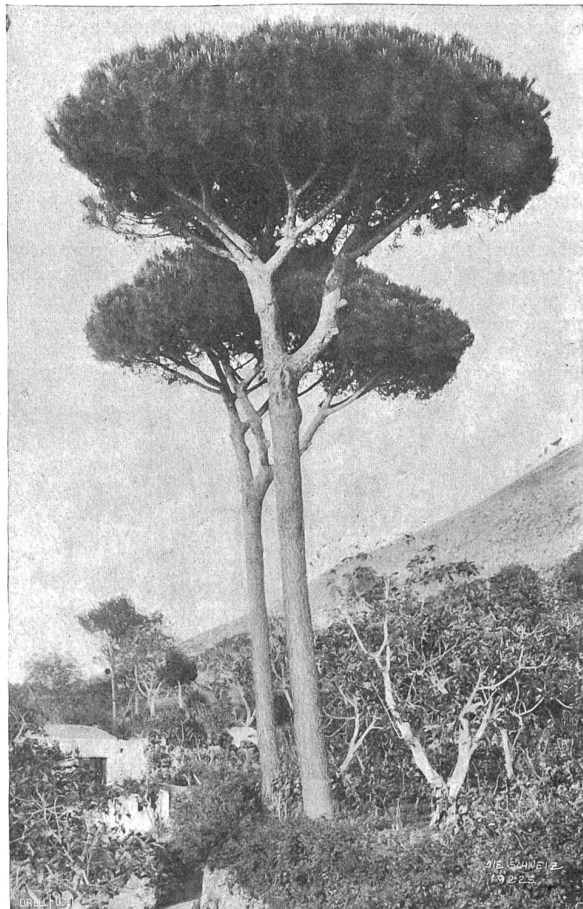
Max Haller, Herzogenbuchsee.

Schweizer Dichter.

(Schluß).

Das folgende Kapitel ist dem zweiten schweizerischen Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet; neben Haller steht Johann Gaudenz von Salis-Seewis, auch er ein Melancholiker: „Der Grund seines Wesens ist Ernst und Behmut und gedämpfte Melancholie der erlesenste Reiz seiner Seele.“ Im Anschluß an diesen Dichter stellt Frey die wichtige Tatsache fest, daß die Schweiz keinen Anteil weder an der deutschen klassischen Literatur noch an der Romantik gehabt hat. „Während der langen Frist von ‚Lienhard und Gertrud‘ (1781) bis zu Jeremias Gotthelfs ‚Bauernspiegel‘ (1836) hat die Schweiz außer Salis' zarten Gedichten fast nichts von wirklichem poetischen Wert gezeitigt.“ Und der Grund hievon? Frey gibt ihn, zuhanden deutscher Literaturgeschichten der Zukunft, einwandfrei an: „Ein halbes Jahrhundert lang, vom Einsturz der alten Eidgenossenschaft (1798) bis zur Errichtung der neuen (1848), befehdeten sich die politischen Leidenschaften in der Schweiz. Sie erfrischten, verjüngten und bewahrten die kleinen städtischen und staatlichen Gebilde vor Stillstand und Verrottung. Allein sie verzehrten den Hauptteil der Seelenkräfte des Landes, das überdies, da es die Nachwehen der Kriegsjahre lange nicht verwand, für Kunst und Literatur wenig übrig behielt.“ Statt der Romantik erwachte in der Schweiz, nur wenig von ihr beeinflusst, der Realismus, der auf Pestalozzis großem Beispiel ruhte: Heinrich Zschokke, Ulrich Hegner und David Hess sind seine Vertreter; sie alle aber überragt der gewaltige Jeremias Gotthelf.

Als großes episches Genie hat ihn schon Gottfried Keller erkannt. Frey geht nun, auf den Fußspuren Kellers, diesem



Bäume des Südens. Blühende Pinien auf Capri.